

roman insel

einzelkind

BILLY

einzelkind

# **BILLY**

Roman  
Insel Verlag

Erste Auflage 2015

© Insel Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17647-3

»Is it actually okay to kill somebody?«

»Of course my dear.«

**1** Du siehst aus, als würde das Ende dir Ungemach bereiten. Deine Hände zittern. Du schwitzt. Ich kann es sehen. Und ich kann es riechen. Ein leicht säuerlicher Duft. Mit einer Spur Orange. Billiges Deo aus chemischen Verbindungen.

Du hast Angst.

So ganz alleine.

Hier.

Jetzt.

Nicht weinen, bitte nicht.

Wir wollen doch tapfer sein.

Es ist immer das Gleiche, wenn ihr merkt, dass es kein Spiel ist, kein Bluff, dass es keinen Ausweg gibt und niemand euch aus diesem dunklen Traum erwecken wird. Kein Superheld wird kommen. Keine Rettung. Kein Vergeben. Nirgends. Erst lacht ihr, anfangs unsicher, dann wimmernd. Und dann möchtet ihr bezahlen. Mit Geld. Aber damit könnt ihr nicht bezahlen. Geld hat keinen Wert. Nicht hier und nicht jetzt.

Vier Stunden habe ich dir zugehört. Ich höre immer zu. Das bin ich euch schuldig. Außerdem bin ich neugierig. Ich will wissen, warum ihr es getan habt, wie eure Kindheit war, wo ihr herkommt, was euch geprägt hat. Denn darum geht es doch, um die Ursache, um das Warum. Aufregend ist es selten, interessant, ja, das schon.

Manchmal seid ihr mir vertraut. Nach dieser doch recht kurzen Zeit. Oft erfahre ich mehr über euch, als eure Familie oder eure Freunde je über euch erfahren. Bei manchen sprudelt es nur so heraus. Bei anderen ist es ein permanentes Fra-

gen und Nachhaken. Aber es reicht, um mir ein Bild zu machen. Einen Schnappschuss. Zwölf dieser Bilder habe ich schon. Sie sind für immer in meinem Kopf. Und manchmal hole ich sie hervor, und dann erinnere ich mich. An euer Lachen, an euer Wüten, an euer Zweifeln und an euer Staunen.

Und ich erinnere mich an noch etwas.

Etwas viel Intensiveres.

An das Geschenk.

An die Stille.

Danach.

Ich schaue lange in deine Augen. Ich hoffe jedes Mal aufs Neue, eure Seele zu sehen, in diesen letzten Momenten. Wenn nicht jetzt, wann dann. Deine Augen sind braun. Hellbraun. Sie sind groß. Wie auch die schwarzen Pupillen. Augen, in die man versinken kann. Aber ich versinke nicht.

*Hurt* hast du dir gewünscht. Von dem Mann in Schwarz. Zum Abschied. Gute Wahl. Ich tippe auf Play.

Es ist Zeit.

Ich stehe auf und schiebe den Stuhl nach hinten. Er knirscht über den Boden. Schwarze Striemen bleiben zurück.

Draußen quaken Enten. Die Idylle so nah. Sag mir, wo die Blumen sind.

Ich greife unter mein Jackett und ziehe die Walther aus dem Halfter. Die P99.

Du ruckelst mit den Händen am Stuhl. Warum machst du das? Es nutzt nichts. Sie sind gefesselt. Mit Gaffa. Es sind schöne Hände. Du hättest Pianist werden sollen. Wolltest du nicht. Jetzt ist es zu spät. Du wirst es zeitlich nicht mehr schaffen.

Ist es richtig? Jedes Mal stelle ich mir diese Frage. Immer noch. Dabei kenne ich die Antwort. In tausend Varianten. Und wenn ich es nüchtern betrachte, dann ist meine Aufgabe, meine Berufung, nicht einmal besonders außergewöhnlich.

Jeden Tag sterben 1500 Menschen durch Waffengewalt. Eine halbe Million im Jahr. Kriege nicht mitgezählt.

Ist das viel?

Oder wenig?

Oder egal?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Mord etwas Alltägliches ist. Immer schon. Mord ist menschlich. Den Begriff der Unmenschlichkeit gibt es streng genommen gar nicht. Kein Verhalten, keine Tat, kein noch so abscheuliches Verbrechen ist unmenschlich. Unmenschlich sind Tiere. Oder Gegenstände. Der Mensch ist es nicht. Nie. Egal, was er tut. Atypisch, ja. Aber unmenschlich? Nein. Er ist, wie er ist, und er ist nicht, wie er in Bilderbüchern gemalt wird und wie ihn der gute Mensch gerne sähe. Das Böse ist menschlich. Seit Anbeginn.

Du warst ein Heiliger. Erlöst hast du sie. All die Frauen, die unrein waren. Und nie wolltest du Anerkennung für all die Mühsal, kein Lob und keine Dankbarkeit, natürlich nicht. Bescheidenheit ist deine Zierde, hast du gesagt, im Hintergrund agieren, nicht klagen und nur kein Aufsehen erregen.

Aber keine Sorge. Niemand wird etwas hören. Ich suche immer Orte aus, die ein Geheimnis für sich behalten können. Einsame Häuser, unterirdische Bunker, verlassene Scheunen. Verschwiegenheit muss sein. Denn auch ich möchte kein Aufsehen erregen.

Ich drehe den Schalldämpfer auf die Walther. Man kann ja nie wissen.

Richte sie auf deine Stirn.

Entspanne den Schlagbolzen.

Wir müssen alle gehen, singt Johnny, führt kein Weg vorbei.

Deine Augen blinzeln.

Meine nicht.

Eine Träne kullert deine rechte Wange hinunter.  
Ich könnte sie auffangen. Mit dem Zeigefinger.  
Aber warum sollte ich das tun?  
Die letzten Sekunden.  
Drei.  
Zwei.  
Eins.  
Farewell.

**2** Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Wahrscheinlich fangen die meisten so an. Ja, natürlich tun sie das. Ich muss es doch wissen. Und ich bin da keine Ausnahme.

Vor 34 Jahren wurde ich in Duffmore, einer Kleinstadt in Schottland, geboren. Duffmore hat keine 8000 Einwohner, es liegt zwischen Fort Augustus und Inverness, in den Highlands, in der Nähe von Loch Mhor. Im Norden gibt es einen kleinen Wald, den Lonley Forrest, in dem es spuken soll, der für uns Kinder eine einzige Mutprobe war und in dem ich die gruseligste Nacht meines Lebens verbrachte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Duffmore ist eine beschauliche Stadt, die im Sommer und bis zum Herbst hin von einem unerbittlichen Festival-Marathon heimgesucht wird. Literatur, Musik, Schauspiel, Kochen, Stricken, es gibt immer einen Grund, um zu ehren und zu feiern und zu wetteifern. Nicht immer geben wir dabei eine gute Figur ab, auch nicht bei den unermüdlichen Highland Games, bei denen wir Baumstämme, Hämmer und Steine durch die Gegend werfen. Aber wir haben Spaß dabei und das ist mehr



wert, als eine gute Figur abzugeben, sagt Onkel Seamus immer.

Wir leben auf einem alten Gehöft aus dem 19. Jahrhundert, mit zwei alten Steinhäusern und einer kleinen Stallung. Onkel Seamus hatte das halb verwitterte Gelände nach seinen ersten Großaufträgen gekauft und im Lauf der Jahre restauriert. Es liegt im Norden der Stadt etwas abseits, die Hobbard Road hoch und dann links in die Lyndon Street rein, bis zum Ende, dann rechts, die kleine Auffahrt hinauf, keine fünfhundert Meter und dann kann man es schon sehen. Im Schnitt leben fünf Katzen, zwei Hunde und Bernhard, der Esel, mit uns. Es gibt ja auch genügend Platz. In der Idylle. In unserer kleinen Welt.

Aber als Kind zog es mich fort, sooft es nur ging, in die Wälder, über die Hügel, zum See, auf unerforschten Wegen, immer auf der Suche, nach Abenteuern, nach mehr. Die Winter sind mild, so dass wir das ganze Jahr über im Freien verbringen können. Und da ich nie aus Zucker war, mir der viele Regen also nichts anhaben konnte, rannte ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit raus. Nicht ohne an mein Langschwert zu denken, um mit meiner tausend Mann starken Armee aus mutigen und unbesiegbaren Highlandern ferne Königreiche zu erobern und schöne Prinzessinnen aus den Klauen schlechtriachender Bösewichter zu befreien. Ich hatte eine großartige Kindheit. Mit allen Höhen und mit allen Tiefen.

Das erste Tief ließ nicht lange auf sich warten.

Als ich sieben Jahre alt war, hörte ich zum ersten Mal, dass Onkel Seamus und Tante Livi nicht meine leiblichen Eltern waren. Ich hörte zum ersten Mal von Birdy und Monkboy. Namen, die wie aus einem Märchen klangen. Auch die Fotos, die man mir gab, waren ein großes Rätsel. Sie zeigten eine plüschig-surreale Welt, die in Farbräuschen explodierte und die mir völlig fremd erschien. Paradiesvögel nannte man meine

Eltern. Oder auch Spät-Hippies. Mit Räucherstäbchen und so. Aber sie rauchten nicht nur Gras, hörten alte Doors-Platten auf einer schwarzen sich im Kreis drehenden Scheibe und träumten von einer heilen, kunterbunten Welt. Viel lieber noch schossen sie ihr Gehirn in weit entferntere Umlaufbahnen, in denen nur noch sie selbst existierten. Es hieß, dass es kaum noch Venen gab, in die sie ihre Nadeln stechen konnten. Eine Woche vor meinem ersten Geburtstag mussten sie noch welche gefunden haben. Und da sie ihr Glück kaum fassen konnten und weil gerade Dienstag war oder Mittwoch oder Freitag, auf jeden Fall ein Tag, den es zu ehren galt, ein fabelhafter Tag, dosierten sie mehr als nur großzügig, kein Kurztrip, eine Fernreise war geplant, mindestens. Als man sie fand, sagte Onkel Seamus, war ein Lächeln um ihre Mundwinkel zu sehen. *Puff, the Magic Dragon* von Peter, Paul and Mary sei gelaufen. Immerzu. Die Platte hatte einen Sprung.

Birdy war Onkel Seamus' jüngere Schwester. Er erzählte oft von ihr. Von meiner Mutter. Dass sie offen war und fröhlich und naiv und dass sie so ungeheuer zerbrechlich ausgesehen habe. Sie waren zu zweit. Der ältere Bruder starb mit neun Jahren an Diphtherie, zwei weitere Geschwister im Kindsbett. Er wollte sie immer beschützen. Das war seine Aufgabe. Und er versagte. Dabei hatte er alles versucht. Gut zureden, schlecht zureden, einsperren, einliefern, entziehen, therapieren, alles. Die Schuld an dem Dilemma gab er Monkboy, meinem Vater, der gar nicht Monkboy hieß, sondern Will. Meine Mutter hieß auch nicht Birdy, sondern Rachel. Aber niemand nannte die beiden bei ihren richtigen Namen. Sie waren einfach nur die schrägen Vögel, die keinem etwas zuleide taten, nur sich selbst. Ich hätte gerne eine richtige Erinnerung an meine Eltern, nicht nur Fotos und Erzählungen. Ich weiß nicht, wie sie gerochen haben, wie ihre Stimmen klangen, ich kann mich

nicht an ihr Lachen erinnern, nicht an ihre Berührungen und auch nicht daran, wie sie meinen Namen riefen.

Aber ich kann mich nicht beschweren. Ganz im Gegenteil. Onkel Seamus und Tante Livi behandelten mich immer wie ihren eigenen Sohn. Völlig selbstverständlich. Dabei hatten sie schon zwei Kinder. Frankie, drei Jahre älter als ich, und Polly, die gerade erst geboren worden war. Einen mehr durchzufüttern, sagte Tante Livi, mache doch keinen Aufwand, das sei ein Klacks, die zwei, drei Kartoffeln zusätzlich. Aber ich bekam mehr als nur Essen und ein Dach über den Kopf. Es war Neugier, die man mir entgegenbrachte. Alle wollten immerzu wissen, was ich denke und warum ich so denke, was ich mache und warum ich es mache. Sie fragten nicht, um mich zu kontrollieren, sondern aus Interesse. Und das war nervig. Und das war wunderbar.

Aber der Reihe nach. Vielleicht sollte ich nicht mit mir anfangen. Vielleicht sollte ich zunächst einmal Onkel Seamus etwas näher vorstellen. Das Familienoberhaupt, der Mensch, der mich am meisten prägte, zu dem ich von klein an aufschaute und der für mich immer der Klügste all der Menschen war. Durch ihn bin ich zu dem geworden, der ich bin. Ein Mörder, ja, das auch. Und obwohl ich ihn immer Onkel Seamus genannt habe und das auch heute noch tue, war er der Vater, den ich nie hatte.

Onkel Seamus war nie auf einer Universität, er hat keine Ausbildung, er hat noch nicht einmal einen richtigen Schulabschluss. Mit 14 hat er die Schule geschmissen, er ist einfach nicht mehr hingegangen. Auch zu Hause hatte er nichts mehr verloren, wo er alles schon kannte und ihm nichts davon gefiel. Weder der Alkohol, der in Strömen floss, noch die vielen Schläge, die ihn trafen. Calvinismus, so lernte er früh, war nicht seins. Er musste weg, so weit weg wie nur irgendwie

möglich. Und so stopfte er an einem Sonntagmorgen seine Lieblingsklamotten in seinen grünen Seesack, blickte ein letztes Mal zurück, spuckte auf den matschigen Boden und ging. Er war gespannt, wie weit ihn seine Ersparnisse wohl bringen würden. Und er war überrascht, dass es nicht für Afrika reichte. Nicht einmal so weit, um die Grenzen des Königreichs hinter sich zu lassen. Bis Birmingham ist er gekommen. Er hatte keine besonderen Pläne oder gar Ziele, er wollte einfach nur die Welt erobern, das war alles. Und wenn er mit Birmingham anfangen musste, dann sollte es so sein. Die erste Station, nicht mehr, nicht weniger. Damals war die Stadt noch ein brodelndes Ungeheuer. In den dunklen Gassen und feuchten Ecken roch es nach Stahl und Schweiß, nach einer Welt, in der Männer noch Männer waren. Und wer sich nicht vor knochenharter Arbeit drückte, der konnte sich unbemerkt herumschlagen und über Wasser halten. Da Onkel Seamus schon mit 14 für 18 durchging und das war, was man in gewissen Kreisen einen zähen Hund nannte, bekam er problemlos alle möglichen Hilfsarbeiterjobs. Er arbeitete als Packesel, als Gleis- und Straßenbauer oder auch als Stahlkocher, der Schrott, Koks und Eisenerz in 1600 Grad heiße Öfen schaufelte. Die harte körperliche Arbeit half ihm, seine Aggressionen und seine Wut so gut es eben ging zu kontrollieren. Sieben Jahre verbrachte er in Birmingham. Die Welt eroberte er nicht. Die Welt hatte anscheinend Besseres zu tun, als von Onkel Seamus erobert zu werden. Und außerdem fehlte ihm die Zeit für einen ordentlichen Feldzug. Sechs Tage die Woche arbeitete er bis zum Umfallen, und das Einzige, was er dann noch sehen wollte, war sein Bett. An den Sonntagen ging er ab und an zum Fußball, zum Pferderennen oder zu den Hinterhofkämpfen, den illegalen, um zu wetten. Dort lernte er auch Jean kennen. Der Einzige, der noch jünger war als Onkel Seamus, der aber

den gleichen merkwürdigen Blick in den Augen hatte. Beide waren sie auf der Suche, nach etwas, das sie selbst nicht so genau beschreiben konnten, das aber groß und ungeheuerlich sein musste, so viel war sicher. Sie wurden beste Freunde. Und das auf ewig. Onkel Seamus hält sehr viel von echter Freundschaft, von Ehre, von einem Wort, das gehalten wird, und Jean schaute auf zu Onkel Seamus, obwohl er in späteren Jahren immer zu ihm hinunterschauen musste, denn Jean wurde fast zwei Meter groß, ein Halbfrikaner, mit Muskeln, von denen kleine Jungs immer träumen.

Ein einziges Mal nahm Jean Onkel Seamus mit nach Hause, zu seinen Eltern, zum Essen.

Es sollte ein entscheidendes Treffen werden.

Jean's Elternhaus war alles andere als proletarisch. Mr. Johnson, Jean's Vater, war Professor für Afrikanistik an der heimischen Universität. Es war das erste Mal, dass Onkel Seamus in Berührung mit der kulturellen Oberschicht kam. Er war in einfachen Verhältnissen unter einfachen Menschen aufgewachsen, und alle um ihn herum waren entweder arbeitslos oder Arbeiter oder einfache Angestellte und Kultur nur etwas für Pappnasen, die keine Ahnung vom richtigen Leben hatten. Er war aber nicht eingeschüchtert von den vielen Büchern und der Kunst an den Wänden, weder scheu noch verlegen, er war nur neugierig. Jean verachtete seinen Vater, er verachtete den Dünkel, die Sprache, das Gehabe und die freundlich lächelnde Verlogenheit. Auch Onkel Seamus war nicht sicher, ob er Mr. Johnson mochte oder nicht, aber das spielte gar keine große Rolle. Denn Mr. Johnson musste etwas in Onkel Seamus gesehen haben, so wie die meisten Menschen irgendetwas in ihm sehen. Nach dem Abendessen gab er ihm ein Buch und sagte, das könne ihn vielleicht interessieren. Für Onkel Seamus änderte sich von diesem Moment an alles. Dabei dachte

er zunächst, dass sich der gebildete, alte Mann über ihn lustig machen wollte. Denn was sollte er, der minderjährige Hilfsarbeiter aus Schottland, bloß mit Platon anfangen. Den Namen hatte er vorher schon mal gehört, aber nie war er auf die Idee gekommen, ein Buch eines seit mehr als 2000 Jahren toten Griechen auch nur anzufassen. Als er abends in seinem Zimmer im Bett lag und nicht einschlafen konnte, schlug er die ersten Seiten des Gorgias auf, wo über Strafe, Rhetorik, Recht und Unrecht diskutiert wurde. Er war überrascht, wie einfach die Sprache und wie kompliziert der Inhalt war. Am nächsten Tag erinnerte er sich wieder, wie hitzig er mit und gegen Gorgias, Sokrates und Kallikles argumentiert hatte. Er war irritiert. Und er war, wie er später sagte, angefixt. Er las nicht nur alle Dialoge, er las fortan alle Philosophen, die er nur finden konnte und er brachte sich sogar notdürftig Latein bei. Mit der Philosophie hatte sich für ihn eine Welt aufgetan, die ihn zutiefst verwirrte und überforderte, die stärker war als er. Und das war ihm noch nie passiert.

Sieben Jahre blieb Onkel Seamus in Birmingham, dann kehrte er zurück nach Schottland, nicht nach Ullapool, sondern ins hundert Meilen entfernte Duffmore, wo ein entfernter Cousin lebte, der ihm einen Job angeboten hatte. Einen lukrativen Job. Die ersten Jahre lebte er zur Miete, in einem kleinen Apartment, kaum größer als eine Garage, mit Schimmel an den Wänden und einem Kohleofen zum Heizen. Er wollte sparen. Auf eine Zukunft. Mit einer Familie. Einer richtigen.

In Duffmore lernte er auch Tante Livi kennen. Sie arbeitete im *Milano*, in Dougan's Eisdiele. Auch sie sparte eisern jedes Pfund, für ein eigenes Café, eines Tages, so ihr Traum. Für Onkel Seamus war sie die schönste Eisverkäuferin im Umkreis von zwei Sonnensystemen. Er brauchte fast ein Jahr, um sie anzusprechen. Und obgleich er wirr redete und die

Worte nur stotternd ihren Weg fanden, bekam er eine erste Verabredung.

Sie wurde ein Desaster.

Er hatte für ein Picknick im Wald einen Geiger engagiert und er hatte Tante Livi mit einem gemieteten Bentley samt Fahrer abgeholt. So sicher Onkel Seamus im Umgang mit Männern war, ein Alpha-Tier, keine Frage, so unsicher und bisweilen linkisch verhielt er sich gegenüber Frauen. Er verwechselte Romantik mit Kitsch, interpretierte Gesten und Blicke falsch und war mit den Nerven oft schon völlig am Ende, bevor er zu einem Rendezvous ging. Bei Tante Livi wusste er, dass sie die Frau fürs Leben war, die eine, die man nur einmal trifft, und da wollte er nichts falsch machen. Er hatte Glück, dass sie seine tölpische Angeberei amüsierte. Außerdem mochte sie seine Augen und diese Mischung aus Aggressivität und Unsicherheit.

Ein Jahr später heirateten sie und zogen in ein kleines Haus am Rand der Stadt. Sie bekamen zwei Kinder, Polly und Frankie. Meine Geschwister. Mit Polly hatte ich nie wirklich viel zu tun, wir mochten uns, aber sie war immer schon sehr in sich gekehrt. Mit Frankie war das anders. Mit ihm verbrachte ich die meiste Zeit und wir haben unzählige Abenteuer auf dem Weg zum Erwachsenwerden gemeinsam bestanden. Wir sind Blutsbrüder. Echte. Die Narbe an meinem Handgelenk ist für ewig. Keine Sekunde würde ich überlegen, mein Leben in seine Hände zu legen, auch wenn ich ihn mir manchmal, wie soll ich sagen, etwas umgänglicher wünschen würde.

# 3

Es ist dunkel.

Regen taucht die Stadt in Unschärfe. Künstliches Licht hält sie lebendig.

In der Ferne schrillen Sirenen.

Über eine Stunde habe ich gebraucht bis nach Amsterdam, bis in die Innenstadt zur Prins Hendrikkade 108. Das Hotel ist nicht zu übersehen. Das Amrâth hat fünf Sterne, vier davon wahrscheinlich für den Art-déco-Stil, der immer so anachronistisch wirkt. Die Zeit des großen Gatsby ist nun einmal vorbei. Ästhetisch gesehen.

Neben dem Eingang steht eine dünne, junge Frau in einem rosa Bademantel und Tigerpuschen. Ihre Augen sind schwarz, die Lippen honiggelb, die Haut schneeweiß. Sie raucht eine Zigarette, die in einer schwarzen Kunststoffspitze steckt, und hält eine Hundeleine in ihrer linken Hand. Neben ihr sitzt ein Mops mit einer Krankenschwester-Haube auf dem Kopf. Alles in Ordnung? Möchte ich fragen. Doch im gleichen Moment bremst ein tiefergelegter Ford Granada hart neben ihr. Die Tür geht auf und die Boxen geben alles, um die Stadt mit *Dis Iz Why I'm Hot* von Die Antwoord zu beschallen. Die Frau dreht sich zu mir um, lächelt, öffnet für einen kurzen Augenblick ihren Bademantel und zeigt mir ihren Mittelfinger. Dann steigt sie ein und die Reifen quietschen zum nächsten Trip.

Hallo Amsterdam.

Hallo Kapstadt.

Ich gehe ins Hotel. Im Innern das typische Ambiente und der klägliche Versuch, Atmosphäre zu imitieren, aber Atmosphäre kann man nicht imitieren, entweder sie ist vorhanden oder eben nicht.

Hier.

Nicht.



Unbedingt.

Das Zimmer ist im Voraus gebucht.

Ich bin müde. Unendlich müde.

Der Concierge lächelt. Er wird dafür bezahlt. Recht so. Ich bekomme ein Upgrade. Nicht viel los zur Zeit. Gäste lieben Upgrades. Ich auch.

Ich unterschreibe irgendetwas.

Hunger. Gibt es noch etwas zu essen? Natürlich.

Ich bestelle das Clubsandwich ohne Huhn und eine Flasche Rotwein, Hausmarke. Auf's Zimmer. Bitte. Der Bellboy nimmt mein Gepäck, wir gehen zum Aufzug und fahren bis in die dritte Etage. Als er die Zimmertür öffnet, sehe ich, was ich immer sehe. Ein Bett, eine Sitzecke und einen Schreibtisch. Dieses Mal in Braun und Orange gehalten. Wie schön. Der Bellboy wünscht einen angenehmen Aufenthalt. Er wartet. Ich gebe ihm fünf Euro Trinkgeld und wünsche einen schönen Abend. Als die Tür hinter ihm ins Schloss fällt, atme ich tief durch.

Alleine.

Ich gehe ins Bad und wasche mein Gesicht. Mein Spiegelbild sieht fremd aus. Schön, Sie kennenzulernen. Mahayana oder Theravada? Vielleicht sollte ich mir die Augenbrauen rasieren. Vielleicht sollte ich einfach nur eine Aspirin nehmen.

Ich hole mein Macbook aus der Tasche, setze mich aufs Bett und maile heim. Der Text lautet: *Habe Hunter besucht. Gut geht es ihm. Sehen uns nächste Woche. Alles Liebe. Billy.*

Es klopft an der Tür.

Es ist der Kellner. Mit dem Abendmahl und der Flasche Wein.

Ich bedanke mich.

»Wenn der Herr sonst noch etwas wünscht.«

Er sieht mich so merkwürdig an. Er sieht überhaupt ein wenig merkwürdig aus. Die Haare verstrubbelt, die Ringe unter den Augen tief. Eine Aushilfe.

»Nein, danke«, sage ich und gebe auch ihm fünf Euro Trinkgeld.

Er bleibt stehen.

Was ist los? Gibt es ein Problem?

»Sie sehen müde aus«, sagt er.

Das geht zu weit. Ich möchte ihm nicht zu nahe treten. Aber er sollte jetzt besser gehen.

»Vielleicht brauchen sie ja etwas, das sie wieder wach macht.«

»Wach?«

»Ja«, flüstert er nahezu und beugt sich leicht hinunter zu mir, als wären noch andere Personen im Raum, »Amphetamine, bisschen Koks oder so.«

»Das ist lieb, aber nein, danke, ich brauche nichts.«

»Frauen?«

»Frauen?«

»Blond, brünett, rothaarig, hell, dunkel, groß, klein, dicke Titten, kleine, für jeden Geschmack was dabei. Sie müssen nur sagen, was Sie mögen, worauf Sie stehen. Ihr Wunsch wird mein Befehl sein.«

Bezahlter Sex. Warum eigentlich nicht. Aber ich bin viel zu müde, ich möchte eigentlich nur noch duschen und dann schlafen.

»Nein, danke, wirklich nicht.«

»Wenn Sie es sich doch anders überlegen, hier ist meine Karte. Privatbusiness, Sie verstehen. Rufen Sie mich einfach an, Tag und Nacht, wann immer Sie in der Stadt sind, wann immer Sie etwas brauchen, egal was ...«

»Dann werde ich auf Sie zurückkommen, versprochen.«

Der Kellner geht. Ich bleibe. Ich schütte mir ein Glas Rotwein ein und trinke es auf Ex. Fülle es erneut und stelle es auf den Nachttisch. Der Regen klatscht gegen die große Fenster-

front. Lichter flackern unscharf, die einen verschwinden, andere tauchen auf. Die Stadt und ihre Lichter. Wie oft ich sie schon gesehen habe. Diese Stadt. Die keinen Namen hat. Die ich immer nur die Lichterstadt nenne. Viele von ihnen habe ich schon besucht. Das bringt mein Beruf so mit sich. Und immer bin ich enttäuscht, wenn ich keine Zeit habe, sie zu erkunden. Manchmal aber kaufe ich ein Brezel oder etwas aus Mürbeteig und dann wandere ich umher und kaue und tagträume vor mich hin. Ich streune gerne durch unbekannte Straßen, lasse mich treiben, von Gerüchen und Geräuschen, irgendwohin, wo es schön ist, oder hässlich, egal, Hauptsache anders. Und jedes Mal freue ich mich, wenn ich erschrecke, wenn ich das Neue mir Unbekannte entdecke. Aber es wird immer schwerer, sich überraschen zu lassen. Es stimmt schon: Nicht nur die Städte sehen immer gleicher aus, auch die Menschen. Sie bewegen sich auf das Mittelmaß zu, auch die Gefühle, eine gleichförmige Wellenbewegung, wenig Ausschläge, nicht Liebe, nicht Hass, nicht groß, nicht klein, alles so *low*, so *sepia*, Dämmerzustand, behagliches Unbehagen. Sie scheinen sich als Individuen nicht mehr wohl zu fühlen. Und ich frage mich, warum.

Ich nehme das Sandwich, setze mich im Schneidersitz aufs Bett und surfe.

Für die nächsten Stunden ist ein Hurrikan angekündigt, *Iwan*, er soll über New York hinwegziehen und 20 Milliarden Dollar kosten. Mindestens. Er soll 150 Stundenkilometer schnell sein und einen Durchmesser von 1800 Meilen haben. Schottlands maximale Breite beträgt 149 Meilen. Die ersten Ausläufer haben die Küste von Manhattan schon erreicht. Bis zu 400 Liter Regen sollen pro Quadratmeter fallen. Es wird Hochwasser geben. Drei Meter fünfzig. Minimum. Con Edison wird in Teilen der Stadt den Strom abstellen. Es wird Brände geben, trotz des vielen Wassers. Die Feuerwehr ist

glücklicherweise von Helden unterwandert. Der Bürgermeister stimmt seine lieben Mitbürger auf den kommenden Event ein. Man stehe das durch, gemeinsam. Es gibt einen Liveticker auf der *New York Times*-Seite. Ich liebe Liveticker. Und ich liebe Umweltkatastrophen. Die Macht der Natur. Für die Menschen tut es mir natürlich leid.

Ich schaue wieder aus dem Fenster und trinke das zweite Glas Wein leer. Ich werde nicht schlafen können. Ich bin müde, aber ich werde nicht schlafen können, ich weiß es. Also bleibt nur die Bar.

Ich schnüre die Stiefel wieder zu, schnappe mein Jackett und lasse die Tür hinter mir zufallen. Im Flur begegne ich einer alten Dame in einem bodenlangen schwarzen Paillettenkleid. Sie muss von einer Feier kommen, sie schwankt ein klein wenig, wir lächeln uns zu und ich steige in den Aufzug.

E.

Unten angekommen, ziehe ich das Jackett über und folge den Geräuschen. Die Bar sieht aus wie eine Bar. Theke, Flaschen, Gläser, Stühle, Hocker. Die Musik im Hintergrund, leise und ambitioniert. Klingt, als wolle man sich mit Legenden schmücken, mit Monk, Parker und Ellington. Nicht viel los heute Abend. Auf einer der roten Bänke an der Wand sitzt ein junges Paar und knutscht. Ich gehe an die Theke an der zwei weitere Männer sitzen, einer am Fenster, der andere in der Mitte. Lasse einen Platz neben mir frei. Der Barkeeper begrüßt mich mit einem freundlichen Lächeln und der Frage, wie es mir geht. Gut geht es. Ich schaue in die Karte, bestelle ein Bier, ein *Karmelit Triple*, was auch immer das sein mag.

Am Fenster sitzt ein dicker Mann mit Halbglatze. Er trägt einen hellgrauen Anzug und eine Krawatte, Typ Kleinstunternehmer. Dürfte in meinem Alter sein, vielleicht Ende dreißig, schwer zu sagen.

Zwei Plätze neben mir sitzt ein Anfang-Sechzigjähriger. Auffällige Erscheinung. Gut situiert, teuer gebildet, elegant und doch individuell gekleidet. Die grauen Haare eine Idee zu unkonventionell geschnitten, er sieht aus wie jemand, der Bob Dylan und Brahms verehrt, der eine wilde Jugend hatte, ein Bohemien, zweifelsohne. Und sehr wahrscheinlich die misanthropische Es-geht-alles-den-Bach-runter-Variante unter den Bargästen, die unterhaltsame also.

Er mustert mich. Seine Augen sind schon leicht glasig. »Richard.« Er reicht mir die Hand. Ich nehme sie in meine und sage: »Billy.«

»Donald«, sagt der dicke Mann am Fenster, ich nicke, zum Zeichen, dass ich ihn gehört habe.

»Wo kommen Sie her, Billy?«, fragt Richard.

»Schottland.«

»Ah, cullen skink und Forfar bridies!«

Ich mag weder Fischsuppe noch Fleischpastete und lächle matt, aber freundlich.

»Meine Güte«, sagt Richard, »das letzte Mal war ich vor 20 Jahren in Schottland, um einen jungen Maler für meine Galerie zu gewinnen, tolles Land. Lasst uns Malzmaische trinken, Freunde! Die Runde geht auf mich. Was haben wir denn im Angebot, Henk?«, fragt er den Barkeeper. »Glenlivet, Bowmore, Laphroaig?«

»Weder noch. Lagavulin oder Glenmorangie, freie Wahl«, sagt Henk.

»Nun, dann nehmen wir einen Lagavulin, wenn die Herren nichts dagegen haben.«

Wir nicken. Und schauen dem Barkeeper dabei zu, wie er drei Gläser füllt und mit einer Serviette vor uns hinstellt.

»Hm«, sagt Richard und betrachtet das Glas in seiner Hand, »dieser Tropfen sieht nicht aus wie blasses Gold oder dunkler

Bernstein. Ich habe Urin gesehen, der vielversprechender aussah. Sagen Sie, mein Guter, welche Torfsorte hat man benutzt, um das Gerstenmalz zu trocknen?»

Henk lächelt sanft, er scheint Richard schon zu kennen. Diese alten, gebildeten Männer müssen immer ein bisschen ihre weltmännische Ader zur Schau tragen. Die einen machen das charmant, die anderen großspurig und manche großspurig und charmant. Könnte sein, dass Richard zu dieser seltenen letzten Fraktion gehört. Er spielt damit, er weiß, dass es nicht unbedingt sympathisch wirkt, und er zeigt gleichzeitig, dass ihm Sympathie nicht so wichtig ist.

»Cheers«, sagt Richard und schluckt den Single Malt in einem Zug runter. »Schmeckt fürchterlich, wir nehmen direkt noch einen.«

»Für mich nicht, ich muss morgen früh raus«, sagt Donald.

»Für Donald einen doppelten«, sagt Richard. »Wir waren gerade in ein Gespräch vertieft, Billy, und sind da an einem Punkt nicht weitergekommen, vielleicht können Sie uns ja weiterhelfen.«

»Wenn ich kann, gerne.«

»Donald hier ist ... was sind Sie gleich noch mal, Donald?»

»Ich bin im Sales-and-Distribution-Bereich tätig. Handelsvertreter für die CRB 2.«

»CRB 2?«, frage ich.

»Customer-Relationship-Betriebssoftware. Ist ein interessanter Job, auch wenn es auf Anhieb vielleicht nicht so klingt. Ich komme rum. Erlebe viel.«

»Ja, ja«, sagt Richard, »worum es geht, ist, dass unser Donald ein guter Mensch sein möchte, und ich mich frage, was denn übrig bleibt, wenn man ein guter Mensch sein möchte. Was glauben Sie, Billy?»

»Ich glaube, dass Sie es mir gleich sagen werden.«

»Nun, wenn Sie meine bescheidene Meinung hören möchten, dann ist derjenige verloren, der nie aus seinem vorgeschriebenen Leben ausgebrochen ist, niemals eine verrückte Zeit hatte, sich nie geprügelt, nie auf die Straße gegangen ist, nie das korrupte System bekämpft hat, nicht im Drogenrausch die Orientierung verloren hat, jemand, der keine Tiere isst, nie Auto fährt, kein Flugzeug benutzt, nicht besser sein möchte als andere, nie und unter keinen Umständen die Gefühle anderer verletzt, insbesondere keine religiösen, kurzum, wer immer nur mit dieser leeren Freundlichkeit Mama-Papa-Kind spielt, der wird immer nur der Beamte seines Lebens sein, der die Stationen sauber abheftet, ein Smalltalkender, alles angenehm findender, verständnisvoller, liebenswerter Volltrottel, von dem einzig und allein Biokompost übrig bleibt. Und er wird sich auch nicht dadurch retten, dass er zum PR-Trottel seiner eigenen Wenigkeit wird und bestenfalls selbstironisch reklamiert: Der Mensch icht sich zu Grunde. Was meinen Sie, Billy?«

»Nun ja, ich esse keine Tiere und ich finde es auch nicht verwerflich, sich Gedanken über die Umwelt zu machen.«

»Natürlich nicht, darum geht es aber auch gar nicht. Sehen Sie, ich habe auch schon mal vegetarisch gegessen, ganz wunderbar, dieses Gemüse, und ich liebe Begriffe wie Ehre, Mut und Gerechtigkeit, Freundschaft bis in den Tod, ich liebe das Gute, ich liebe Superhelden ...«

»Ich auch, ich liebe auch Superhelden und am liebsten liebe ich Superman«, mischt Donald sich ein.

Wir starren ihn an.

Sein speckiges Gesicht fängt an zu leuchten, seine Augen stieren glasig ins Nichts und um seine Mundwinkel zeichnet sich ein Lächeln ab, als erinnere er sich. Für einen kurzen Moment scheint er glücklich zu sein, weil er seine Kindheit sieht,

sieht, wie er auf dem Bett liegt und Superman liest und davon träumt, später auch mal ein Superheld zu sein.

»Wie auch immer«, nimmt Richard seinen Faden wieder auf, »im wahren Leben aber geriert sich der Mensch nicht wie ein Superheld, sondern wie die niederträchtige, missgünstige und verlogene kleine Kröte, die er ist und immer schon war. Und es geht darum, ob wir uns einreihen und der trägen Herde Kühe anschließen, ob wir bis zum Finale mitlaufen, ab und an Muh machen und am Abgrund runterfallen. Oder eben nicht.«

»Ich glaube«, sagt Donald mit nachdenklicher Miene, »dass der Kapitalismus uns alle zerstört.«

Wir starren ihn wieder beide an.

»Der Kapitalismus?«, fragt Richard. »Mein lieber Donald, der Kapitalismus ist das einzige System, das dem Menschen zu hundert Prozent gerecht wird. Denn das Streben des Menschen ist immer das Streben nach mehr. Es ist sein Lebenselixier. Er will mehr Glück, mehr Macht, mehr Geld, mehr Ruhe, mehr Spaß, mehr alles, mehr, mehr, mehr. Kapitalismus und Mensch sind eins. Und wenn Sie morgens in den Spiegel blicken, dann sehen Sie ein Produkt.«

»Sie kennen mich überhaupt nicht. Ich bin kein Produkt. Und ich habe schon ganz andere Dinge gemacht. Verrückte Dinge.«

»Zum Beispiel?«

»Ich hatte Sex mit Hausfrauen.«

Wieder starren wir Donald an.

»Ich war mal«, sagt Donald und blickt nachdenklich auf den Single Malt, »Fachverkäufer für ehehygienische Gebrauchsgegenstände. Für ein international agierendes Erotik-Unternehmen. Auf Reisen. Ich war gut. Und einmal, nun ja, da war ich in dieser Hochhaussiedlung, und sie hatte schon nachmit-



tags getrunken, Wodka, sehr viel Wodka, das konnte man riechen, und nur einen Morgenmantel hatte sie an, fliederfarben mit Blumen, sehr schönen Blumen. Sie hat mich reingebeten. In ihre Wohnung. Und dann hat sie, dann hat sie ...«, Donald zögert, er erinnert sich, und seine Gesichtszüge wirken plötzlich traurig, »dann hat sie mich vergewaltigt.«

Was will man darauf sagen? Selbst Richard scheint irritiert, gleichwohl er sich ein flüchtiges Lächeln nicht verkneifen kann. »Harte Geschichte.«

»Leben bedeutet Augen zu und durch.«

»Donald, sind Sie depressiv?«

»Ich? Aber nein.«

Ich mache mir auch schon Sorgen.

»Nein, ich bin nicht depressiv, aber hätte ich mir ein Leben aussuchen können, ich wäre kein Mensch geworden. Am liebsten wäre ich ein Vogel geworden, ein Spatz oder ein Habicht, egal, oder ein Nilpferd oder ein Wolf oder ein Löwe, egal, Känguru geht auch, egal, nur fernab von Zivilisation. Instinkt, keine Intelligenz, Leben, kein Zweifeln. Verstehen Sie? Das Leben ist an mir vorbeigezogen und keiner hat es gesehen, nicht einmal ich selbst.«

Zeit zu gehen. Wenn Männer zu viel trinken, werden sie aggressiv oder sentimental. Ich bin da kein großer Freund von. Aber die beiden sind ein hübsches Paar, sie haben mich abgelenkt, und bevor ich sie auch noch in mein Herz schließe, werde ich mich verabschieden. Ich muss morgen nach Vegas. Zu Whiplash.